

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 54.

Freitag, 5. März.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krieberg.

Nachdruck verboten.

Nach dem Frühstück schlenderte Biddy langsam durch den Park und, wie in tiefes Sinnen verloren, Dore's Bestimmung entgegen, aber noch im Park traf sie mit dieser selbst und dem Gärtner zusammen. Dore war gekommen, Rittmeister zu bitten, beim Einschiebern der Rüben nach dem Rechten zu sehen, sie fürchte, die Schöber seien nicht tief genug gegraben.

„Aber „kleine Gärtnerin“,“ rief Biddy lustig, „ich glaube, das könnte ich Ihnen sogar sagen! Dazu brauchen Sie Herrn Rittmeister? Da sieht man, wie unzertrennlich Sie sind, einer kann ohne den anderen schon gar nicht mehr leben.“

Über des Gärtners Gesicht schlug eine Flamme, die Worte waren harmlos, aber im Ton hatte etwas gelegen, das sein leicht aufsprühendes Temperament empfindlich reizte. Es bedurfte aller Selbstbeherrschung, daß er vor dem gnädigen Fräulein den schuldigen Respekt wahrte.

„Ja“, gab Dore mit einem gewissen freimütigen Trost zu, „in meiner Unerfahrenheit könnte ich wirklich nicht ohne Herrn Rittmeiers Hilfe fertig werden.“

„Rührend liebenswürdig von Herrn Rittmeister!“ spottete Biddy. „Übrigens scheint ein Zug von geheimer Sympathie zwischen Arbeitern im Weinberge des Herrn und denjenigen in den Weinbergen der Menschen zu bestehen. Auf Birkenhain war es der Sohn des Pastors, der sich unwiderstehlich zu der Tochter des Gärtners hingezogen fühlte.“

„Das muß in allerjüngster Zeit gewesen sein, gnädiges Fräulein“, bemerkte Rittmeister jetzt mit offenkundigem Hohn im Gesicht. „Solange ich zu denken vermag, besaß Birkenhain nur einen kleinen Blumen Garten, den der Schirmvogt in seinen Ruhestunden besorgte, und da dürfte wohl der Vergleich nicht recht passend sein.“

„Nun, mein Herr Rittmeister; um Blumen zu pflanzen und Sträucher zu beschneiden, braucht man ja nicht gerade akademisch gebildet zu sein. Unser Vogt hatte allerdings nicht den Ehrgeiz der „höheren Karriere“. Und was den „Vergleich“ anbetrifft, so war das überhaupt gar keiner, sondern nur eine allgemeine Bemerkung. Gott bewahre mich vor einem Vergleich! Jenes Freundschaftsverhältnis nahm einen sehr trüben Ausgang; der Pastorsohn wurde Knall und Fall entfernt und die Gärtnerstochter von ihrem Vater geohrfeigt. — Sie sehen also, wie fern es mir gelegen haben muß, einen Vergleich ziehen zu wollen.“

Sie lächelte; in den Mundwinkeln und den Fältchen um die Augen saßen tausend Teufel, während ihr Wesen immer verbindlicher, glatter wurde.

„Apropos, woher kennen Sie denn die Verhältnisse auf Birkenhain so genau? Ich kann nicht annehmen, daß ein „kleiner Blumen Garten“ sich Ihrer sachmännischen Beachtung erfreut.“

„Ich stand mit dem Pächter von Birkenhain in enger Verbindung. Martin von Bernbühler war mein Freund.“

„A—ah!“ Das kam merkwürdig gedehnt heraus, und unter den gesenkten Augenlidern hervor heftete sich ihr Blick mißtrauisch prüfend auf Klaus Rittmeiers Gesicht. Sie riß im Vorbeigehen achtlos einen Zweig von einem Strauch und zupfte in nervöser Hast die letzten welken Blätter davon ab: „Dann haben Sie wohl auch manchmal Birkenhain besucht?“

„Ja, gnädiges Fräulein, wiederholt, bis zu Martins Tod.“

„So . . . so müßten Sie mich doch auch eigentlich gekannt haben, ehe ich hierher kam.“

„Ich habe nicht die Ehre gehabt, gnädiges Fräulein persönlich zu kennen, ich war im Hause des Untermanns, nie im Schloß.“

Sie atmete sichtlich auf. „Er war ein wenig Phantast, der Herr von Bernbühler“, warf sie hin. „Papa hat sich nie gut mit ihm stehen können.“

„Verzeihen gnädiges Fräulein, daß ich widerspreche. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der klarer, ruhiger, überlegter gewesen wäre als Martin von Bernbühler, vielleicht war er sogar ein bißchen hausbacken! Aber er besaß sehr empfindliche und strenge Charaktere.“

„Nun, sein . . . ungewöhnlicher Tod weist doch zum mindesten auf eine momentane geistige Trübung hin.“

„Nein, gnädiges Fräulein, er beweist gerade jenes sensitive Ehrgefühl. Ein Mädchen, das er leidenschaftlich liebte, hatte ihn schmachvoll betrogen, er kam sich entehrt vor, und so schoß er sich einer Glende wegen, die es nicht wert war, daß er noch einen Gedanken an sie verschwendete, eine Kugel ins Herz.“

Biddys Gesicht war wachser geworden, zwei scharfe Linien zogen sich an der Nase entlang, die Backenknochen traten hervor, und in den Augen flackerte es unruhig und lauernd.

„Sie scheinen ebenso empfindsam zu sein!“ spottete sie mit nervös zuckenden Lippen. „Wenn die „Glende“ keinen Gedanken mehr wert war, so hätte er eben auch die Kraft haben müssen, nicht mehr an sie zu denken, und statt dessen flieht er aus dem Leben! Außert sich das männliche Ehrgefühl so? — Wer war denn die Schöne, die den Armisten so schändlich betrogen hat?“ Ein so giftiger, niedriger Hohn lag in ihren Worten, daß Dore, die sich bisher vollkommen schweigend verhalten und nur befremdet und verständnislos den gegenseitigen Reibereien gelauscht hatte, plötzlich stehen blieb und das Fräulein von Grening mit einem unwillig erstaunten Blick maß. Aber Biddy war in einer Stimmung, nicht zu sehen und zu hören, was um sie herum vorging. Sie starrte nur gierig in das vollkommen beherrschte Gesicht Rittmeiers, als ob sie dessen geheime Gedanken erspähen wollte.

„Wer war denn jenes . . . abscheuliche . . . unwürdige Geschöpf?“

Klaus Rittmeister zuckte die Schultern. „Ich bedaure, darüber keine Auskunft geben zu können.“

„Das heißt, Sie kennen die Dame nicht?“

Wieder das Ahseljuden.

„Hahaha, — vielleicht ein bißchen Sensations-
hascheret, — das macht sich so nett als Abschluß! Woher
wissen Sie überhaupt die ganze Sache.“

„Aus einem Briefe, den mir mein Freund hinter-
ließ.“

„Und den Sie natürlich als ein Heiligtum be-
wahren.“

„Ja, gnädiges Fräulein, ganz natürlich.“

„Na, hören Sie, Herr Rittmeister, die Geschichte
klingt mir für die heutige Zeit ein bißchen zu roman-
haft und theatralisch, um wahr zu sein. Ein „klarer,
ruhiger und überlegter“ Mensch schließt sich nicht gleich
eine Kugel durch den Kopf, wenn ihm eine Diebes-
affäre nicht nach Wunsch geht! Bei derartigen kalt-
blütigen und, wie Sie selber sagen, hausbadenen Men-
schen pflegen Liebesbündel nur nebenbei, so zum Zeit-
vertreib angezettelt zu werden; führen sie zu einem
befriedigenden Abschluß, ist's gut, wenn nicht, erträgt
man es auch. Ich kann es Ihnen sagen, warum Ihr
Freund sich feig aus dem Leben gestohlen hat; denn ein
Selbstmord bedeutet immer eine Feigheit in meinen
Augen. Die ganze Nachbarschaft sprach damals davon:
er hatte unsinnig gespielt und sein ganzes Vermögen
dabei zusehnd. Als er tot war, besah er nichts mehr,
nicht einmal mehr so viel, um den rückständigen Pacht-
zins für das Gut zu bezahlen. Und daß sein notorisch
reicher Vater nicht für ihn einsprang, beweist doch, daß
auch er nicht mit der Lebensführung des Sohnes ein-
verstanden war. Papa hat viel durch den Herrn Amt-
mann eingeblüht, der ja allerdings Veranlassung gehabt
hat, seinen Freunden gegenüber eine artige Fabel für
seinen Abgang zu erfinden. Nun, solch unglückliches
Amourchen webt immer eine Art Gloriole um die Stirn
des Dulderhelden, und man kann alle Erbärmlichkeiten
so schön auf die „Elende“, die „Betrügerin“, das „un-
würdige Objekt einer weisevollen Jünglingsliebe“ ab-
wälzen — hahaha! Ich gebe so viel auf derlei rüh-
felige Geschichten!“ Sie schnippte mit dem Finger.

„Dann wundert es mich aber, daß gnädiges Fräu-
lein sich so darüber aufregen.“ Rittmeister stand zu
seiner vollen Höhe aufgerichtet vor ihr und sah sie groß
und fest an. „Gnädiges Fräulein stehen doch der Sache
und der Person ganz fern.“

„Ich habe ihr durchaus nicht fern gestanden, mein
berehrter Herr, denn wie Sie sich wohl entsinnen wer-
den, hat Ihr lieber Freund das Partgefühl gehabt, sich
auf Birkenhain zu erschießen. Meinem Vater sind un-
endliche Scherereien, Verhöre und so weiter aus der
Geschichte erwachsen. Ich meine, das ist Grund ge-
nug, sich aufzuregen. Nach meinem Empfinden sollte
ein Mensch, der sich nun einmal durchaus ins Jenseits
befördern will, weil er zu beschränkt oder zu eigensinnig
ist, sich in die bestehenden Verhältnisse zu fügen, dann
wenigstens in einem verborgenen Winkel sein Vorhaben
ausführen, wo er den Lebenden keine Angelegenheiten
bereitet. . . . Doch ich will die Herrschaften nicht länger
von ihrem wichtigen Geschäft abhalten; sehen Sie genau
zu, Herr Gärtner, daß der Schöber ja die richtige Tiefe
hat! Eine solche harmlose Beschäftigung bewahrt den
Menschen am besten davor, in unglückliche Liebes-
affären zu geraten.“ Damit wandte sie sich und schritt
ihres Weges weiter.

„Was war das?“ fragte Dore bestürzt. „Wie frivol
das alles klang und doch so voll Haß und Grimm.
Fräulein von Grening faßt die Sache mit dem Amt-
mann ja förmlich persönlich auf.“

„Sie ist auch persönlich! Darf ich als alter Freund
ein aufrichtiges Wort, frei von der Leber weg, zu Ihnen
sprechen, Fräulein Werlich?“

„Ja, natürlich! Reden Sie bitte.“

„Ich habe bisher geglaubt, es nicht mit den Pflich-
ten eines Ehrenmannes vereinigen zu können, wenn
ich eine Angelegenheit aus der Verborgenheit ans Licht
brächte, die den Ruf einer Dame vernichten muß. Hier
aber sprechen höhere Verhältnisse mit, ich muß reden,
um drohendes Unheil zu verhüten.“

Sie kennen meinen Lebenslauf, Fräulein Werlich;
es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß
ich einmal das Brot fremder Deute würde essen müssen,
aber wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, kann ich
Gott nicht genug danken, daß er es noch so gnädig mit
mir gemeint hat. Als mein Vater durch falsche Speku-
lationen — er hatte sich mit seinem ganzen Vermögen
bei Braunkohlengruben, die sich nachher als nicht aus-
beutefähig erwiesen, engagiert, — als er sich also völlig
ruiniert hatte, sprangen einige Freunde hilfreich für
ihn ein, und zumal sorgten sie für die Erziehung von
uns Kindern. Außer Herrn von Grening hat Herr
von Bernbühler, der Vater des Amtmanns, am meisten
für uns getan, und ich werde den beiden Herren ewig
dankbar sein. Es ist meine Pflicht, keinen Flecken auf
dem Andenken des unglücklichen Sohnes eines meiner
Wohltäter sitzen zu lassen.

Martin, eigentlich für den Offiziersstand bestimmt,
wurde Landmann aus Neigung, und da er als zweiter
Sohn nicht auf das Erbe des väterlichen Besitztums
rechnen konnte, überhaupt noch sehr jung war, pachtete
ihm sein Vater zunächst ein kleines Gütlein. Birken-
hain ist eine Quetsche, meistens Sandboden, aber es be-
wirtschaftet sich der günstigen Lage der Ländereien
wegen ziemlich leicht, und bei der Ersparnis von Ar-
beitskräften ist es immerhin rentabel. Der Oberst
von Grening pflegte nämlich früher die Ländereien zu
verpachten. Meinem Freunde genügte sie für den
Anfang, er hatte eine Beschäftigung, und zu sparen
brauchte er nicht; so nahm er das Gut trotz des ver-
hältnismäßig hohen Pachtzinses.“

(Fortsetzung folgt)



Wer Kräfte fühlt — der muß die Kräfte regeln.

Ed. Körner.

Heiratsjagden auf den Grafen Moltke.

Das Andenken des Grafen Moltke wird heute in den
Herzen der Deutschen lebendiger sein als in Tagen des
Friedens. Aus seinen Jugendtagen liegen nach den Berichten
zeitgenössischer Schriftsteller einige Mitteilungen vor, die dar-
auf schließen lassen, daß der große Stratege einen feinen
Humor und eine reizende Art hatte, mit den Frauen umzu-
gehen. Die Jugend des großen Feldherrn fiel in eine lange
Friedenszeit, die ihm nicht die geringste Aussicht brachte, seine
großen Talente, sein Genie als Feldherr in die Tat umzu-
setzen. Er war ein eleganter, schlanker Gardeoffizier, mit
einem selbstverständlichen Auftreten, das von aller Pierei
weit entfernt war und zuweilen wie Hochmut wirkte, wenn er
in der Gesellschaft der reizend angezogenen Damen kühl und
schweigmäßig blieb. Er war der beliebteste Gast in den Geheim-
ratsvierteln von Berlin, und wenn er in ein Haus kam, in
dem zahlreiche Töchter waren, dann merkte er, wie man auf
seine Hand zuweilen eine gewisse Jagd veranstalten wollte.
Moltke schätzte die Frau, die häusliche Tugenden besaß, jedoch
nicht darin aufging und nicht darin umkam. Aber die Damen,
die den Tag über mit Puz und Mode zubrachten, waren ihm
lächerlich, und er machte auch keinen Hehl daraus. So war er
einmal in einer Familie zu Abend geladen, die drei Töchter
hatte, und die jeder dieser Töchter ein beträchtliches Stück Geld
mitgeben konnte. Moltke wußte, daß die älteste darnach strebte,
seinen Namen zu tragen, und er hatte sogar Bedenken, in das
Haus öfter als notwendig zu gehen. Bei diesem Abendessen
wollte nun die eine, die sich Hoffnungen auf ihn gemacht hatte,
zeigen, daß sie in den Kochkünsten gar bewandert sei, und sie
erklärte schon, bevor man sich zu Tisch setzte, daß sie die Sülze,
die heute gereicht werden würde, ganz allein und ohne jede
Beihilfe gemacht habe. Die Sülze kam, aber sie war so hart
gefroren, daß es unmöglich war, sich ein Stückchen ab und ließ
es in die Tasse gleiten. Zu Weihnachten sah er sich wieder in
derselben Familie. Er hatte der ältesten Tochter eine Kiste
mit Buderwerk mitgebracht, denn die eleganten Schachsteln mit
dem vielseitigen Konfekt kannte man damals noch nicht. Das
junge Mädchen griff hinein, war aber nicht wenig erstaunt,

darin einen schillernden Stein zu finden. Sie nahm ihn heraus, und erkannte zu ihrem Schrecken das Stück Sülze. „Ist das symbolisch?“, fragte sie, indem sie das Stückchen Eis auf die roßige Sandfläche legte, der man wohl ansah, daß die Arbeiten der Küche ihr fremd waren. Und Moltke schaute ihr lange in das Auge und meinte: „Vielleicht ebenso für Ihr Herz wie für das Gefühl, das ihm entgegengebracht wird.“ Er wurde nicht mehr eingeladen und hatte also keine Gelegenheit und Veranlassung mehr, sich zu wappnen.

Nicht als Leutnant, auch nicht als Hauptmann fand er Gelegenheit, sich zu verheiraten. Erst als General fand er die Frau, die sein Herz in Flammen setzte. Sie war viel jünger als er und die Stieftochter seiner Schwester. Eine geradezu romantische Leidenschaft fesselte ihn an das junge Weib, das ihm Freund und Kamerad war. Sie ritt mit ihm, und Moltke selbst behauptete, daß nicht viele Kavaleristen sich so gewandt auf dem Pferde zeigten, wie seine Mary. Sie schrieb ihm nach Diktat seine Pläne, seine strategischen Gedanken, und stand oft genug in der Küche, wenn er heimkehrte. Am meisten freute Moltke die große Schürze, die sie dann trug, um sie rasch abzuwerfen, wenn sie seinen Schritt hörte, und wenn er seinen Kopf in das Reich der Küche hineinsteckte. Dann stand sie reizend angezogen und frisirt da, um ihn lächelnd zu empfangen. Nach einem kurzen Spazierritt erkrankte sie an einer nicht einmal schweren Erkältung. Sie starb nach nur dreitägigem Krankheitslager. Der Tod seiner geliebten Frau brachte eine große Schwermut in Moltkes Leben, und Zeitgenossen meinen, daß er seit damals so schweigsam geworden sei. Trotzdem er nie ein äußerliches Zeichen von Trauer anlegte, hatte man doch den Eindruck, daß er um einen teuren Menschen trauere. Als er der Held von Siebzig geworden, dichtete die Gama und Legende ihm natürlich wieder eine neue Liebe an, jeder wußte etwas von ihm zu berichten, und um die Gunst des großen Mannes bewarben sich mündlich und schriftlich alle Frauen, die ihm in den Weg traten. Ja, man wußte sogar, daß er eine Braut in Paris habe, und daß er darum mit der Belagerung gezögert hatte. Er selbst jedoch äußerte einst im Freundeskreise: „Mein Herz hat nur einmal geliebt und bleibt dieser Liebe treu, das war und ist die Neigung zu meiner leider zu früh heimgegangenen Frau. Jetzt gehört es Ballons“. Womit er natürlich den Krieg und die Feldzüge meinte.



Aus der Kriegszeit.

Die Riesenkanone der Dardanellen. Der Angriff der vereinigten Englischen und französischen Flotte auf die Dardanellen gibt C. Ferraro den Anlaß, in der „Nuova Anthologia“ an die interessante Geschichte der berühmten „Kanone der Dardanellen“ zu erinnern, die bei einem früheren Kampf um den Besitz dieses vielumstrittenen Gebietes eine große Rolle gespielt hat. Als sich Mohammed II. im Jahre 1452 anschickte, Konstantinopel zu erobern, ließ er sich durch den Ruf täuschen, den die Festigkeit der Stadtmauern in aller Welt genoß; in Wirklichkeit lagen sie halb in Trümmern und drohten einzustürzen. Er richtete also sein Augenmerk darauf, sich Kanonen zu verschaffen, die mit wenigen Schüssen die Bastionen der Hauptstadt niederlegen könnten. Ein ungarischer Gießer namens Orban, der im Solde der Regierung von Konstantinopel gestanden hatte, verließ die Sache der Griechen und bot dem Sultan seine Dienste an. Mohammed fragte den Fremden, ob es möglich wäre, eine Kanone zu gießen, mit der man die Mauern der Stadt zertrümmern könnte. Der Ungar antwortete: „Ich weiß, daß ich instande bin, Kanonen jeden beliebigen Kalibers zu gießen und die Mauern von Konstantinopel und Babylon in Staub zu verwandeln; indessen vermag ich nicht genau vorherzusagen, wie weit der Schuß reicht.“ Der Sultan befahl ihm darauf den Guß der Kanone, indem er meinte, daß man die Schußweite später studieren könnte. Die von Orban gegossene Kanone wurde in das neue Kastell geschafft, das Mohammed am Mosporus hatte bauen lassen, um die Durchfahrt der Schiffe zu verhindern und so der griechischen Hauptstadt die Zufuhr von Nahrungsmitteln abzuschneiden. Der Versuch, durch den die Reichweite des neuen Kriegswerkzeuges bestimmt werden sollte, wurde gegen das erste Schiff ausgeführt, das ohne anzuhalten vorüberfuhr, ein venezianisches Schiff, das von dem Kapitän Ricci befehligt wurde. Von dem gewaltigen Geschöß

getroffen, ging es in einem Augenblick vollständig aus den Fugen und versank. Aber der Eroberer war noch nicht zufrieden, sondern er wollte nun, daß eine Kanone von doppelter Größe wie die erste gegossen würde, die die gewaltigste bis dahin bekannt gewordene war. Das Riesengeschütz, das Steingeschosse schleuderte, hieß allgemein die „Riesenkanone der Dardanellen“. Es wurde vor das Tor der Mauer von Adrianopel geschleppt, und Mohammed ließ, wie die orientalischen Geschichtsschreiber erzählen, in der Besorgnis, daß das fürchtbare Krachen beim Abschießen allen in der Nähe befindlichen Leuten die Sprache rauben würde, die Einwohner benachrichtigen, zu welcher Stunde der erste Schuß abgefeuert werden sollte. Der Augenblick war feierlich. Ein Blick, und die Stadt war in eine dichte Rauchwolke gehüllt; die fürchtbare Explosion wurde in ungeheurer Entfernung gehört. Das Geschütz faule etwa 2 Kilometer weit und grub sich im Fall metertief in den Boden ein. Außer sich vor Freude überhäufte der Sultan den ungarischen Gießer mit Reichthümern. Nachdem den Griechen der Krieg erklärt worden war, wurde diese Kanone unter großen Schwierigkeiten von Adrianopel gegen die Hauptstadt des Reiches geführt, aber sie gewährte doch nicht die Vorteile, die Mohammed erhofft hatte, weil etwa drei Stunden für ein einmaliges Abfeuern nötig waren, obwohl zur Bedienung des Geschützes 700 Mann erforderlich waren; so konnten in 24 Stunden nicht mehr als 8 Schüsse abgegeben werden. Bei einem Schuß pläzte das fürchtbare Geschütz und tötete Orban, der das Feuer leitete. Neben dieser „Riesenkanone“ donnerten noch zwei andere, die zwar kleiner waren, aber doch Geschosse von 48 Kilogramm Gewicht schleuderten. Eine andere sehr große Kanone wurde gegen Justinian abgefeuert in einer Nacht, in der er unvermutet die am Goldenen Horn ankernden türkischen Schiffe angriff, und die Wirkung der Kugel war so groß, daß das getroffene Schiff sofort mit 50 italienischen Seelenten an Bord unterging.

Überschwemmtes Gelände. Das Wetter war die ganze Zeit nachhalt und hat sich seit ein paar Tagen etwas aufgehellt. Vor uns liegt vielleicht 3000 Meter weit überschwemmtes Gelände, dieses und die grundlos gewordenen Ufer sind die Ursache, daß wir hier nur langsam vorwärts kommen. Das Wasser macht viel zu schaffen, durch Motor wird es stellenweise aus den Schützengräben und Unterständen gepumpt. Unsere Batterie liegt ziemlich verstreut in Unterständen, in einzelnen Häusern, Scheunen und Ställen, um dem Feind nur wenig Ziel zu bieten. Jede Unterkunft hat meistens ihren Namen. Ich haue mit noch 16 Kameraden in einem kleinen Strohhüttchen, „Villa Stilleben“ genannt. Wir haben uns ganz häuslich eingerichtet, und nach des Tages Last und Mühe sehnen wir uns nach unserem Hüttchen. Die freie Zeit vertreiben wir mit Schreiben, Karten- und Würfelspiel, Lesen und Gesang und Mäulenspielen. Essen und Trinken, Tabak und Zigarren genug, auch besorgen wir fast alle Tage Rum oder anderen Branntwein (Typhusbazillientötungswasser). Der Gesundheitszustand ist gut, nur hier und da einer mit Rheumatismus. Wir hat noch nichts gefehlt; noch keinen Schnupfen hatte ich. Unser Lager haben wir auf Stroh, mit einer wollenen Decke und mit einem Mantel zugedeckt. Bis jetzt ist unsere Villa noch ungeziessert und schlafen wir, wenn auch die Geschosse drüber weggehen, wie die Däpfe. Die Kämpfe, hauptsächlich Artilleriefeuer, dauern Tag und Nacht und muß jede Batterie zu jeder Zeit alarm- und schußbereit sein. Bis jetzt hat uns die feindliche Artillerie noch wenig Schaden zugefügt. Wir hören sie ganz gut abschießen, neulich schossen sie wie toll, alle Schuß ins Wasser: bing, bing, ratsch, ratsch, ging es unaufhörlich. Von unserem Dach aus beobachten wir das großartige Schauspiel, litten nicht den geringsten Schaden. Manchmal schlagen sie auch ganz dicht bei uns ein, Kirchturmhoch spricht dann der Dred. Man hört die Geschosse noch pfeifen, dann haben sie aber auch schon ihr Ziel erreicht. Heulend und pfeifend fliegen die zentnerschweren Buderhüte, Tod und Verderben speiend, in die feindlichen Stellungen. Daß sie Erfolg haben, hören wir an dem Geknatter unserer Infanterie, denn sobald unsere Geschosse dort einschlagen, verlassen die feindlichen Infanterie, die es noch können, die Gräben und bieten unserer Infanterie Ziel. Gewöhnlich schießen mehrere Batterien zusammen, einige mit Granaten, andere mit Schrapnells. Bewundernswert sind die Leistungen unserer Flieger. Trotz dem heftigen Feuer, mit dem sie empfangen werden, sehen sie ihre Flüge und Beobachtungen fort. Gestern mittag zählte ich über 200 Schrapnells, die auf einen Flieger abgegeben wurden, ohne ihn im geringsten zu beschädigen. Da ist dann von den

plaudernden Schrapnell's Wöllchen über Wöllchen am Horizont. Allem Anschein nach bleiben wir noch längere Zeit in Stellung. Unsere Munition ist vorzüglich, und Blindgänger ganz selten, dagegen die belgische und französische sehr minderwertig, fast drei Viertel Ausbläser und Blindgänger, dagegen ist die englische Munition von unheimlicher Wirkung. Die massenhaft erbeutete belgische Munition, die wir durch Verschleßen unschädlich machen, hat auch nur minimale Wirkung. Gestern Nacht und auch heute beschossen wir St., wo sich englische Truppen gesammelt haben. Bei unserer Beobachtung, die ziemlich weit vorgeschoben ist, sieht man mit bloßem Auge ganz gut feindliches Militär. Eine Menge Leichen, von nächtlichen Angriffen herrührend, meistens Franzosen, liegen unbeerdigt da herum, teilweise noch im Wasser. Beim Bau von frischen Schützengraben fanden unsere Pioniere halb verschüttete, durch feindliche Geschosse getötete deutsche Infanteristen. Jetzt ruhen die Braven in einem Soldatengrab. Währenddem ich diese Zeilen schreibe, donnern feste die Geschütze und knattern die Gewehre, wahrscheinlich versuchen die Gegner, durchzubrechen. Es ist einige Minuten vor 12 Uhr nachts. Sie können kommen und können sich blutige Köpfe holen, bei uns ist jeder auf seinem Posten!

Der gelehrige Franzose. Ein heiteres Stückchen erzählte ein Remschneider Krieger aus dem Lazarett in Douai. Einem der Lazarettwärter, einem französischen Artillerie-Unters-offizier, wünschten die Deutschen einmal beim Schlafengehen angenehme Ruhe mit den Worten: "Gute Nacht, Plattkopf!" Der Franzose besitzt nämlich eine große Glase. Die Antwort bestand er natürlich nicht; man sah es ihm aber an, daß er sich geschmeichelt fühlte. Am nächsten Tage schenkte ihm der deutsche Arzt eine Zigarette, und mit einer höflichen Verbeugung bedankte sich der Franzose, indem er sagte: "Danke schön, Plattkopf!" Da gab es ein großes Gelächter; denn der Arzt, ein älterer Herr, besitzt ebenfalls eine enorme Glase.

Ein englischer Anigge für den Zeppelin-Empfang. Wie der selbige Anigge noch heute unbergessene Anweisungen für den Umgang mit Menschen gab, so sehen sich die englischen Behörden veranlaßt, genauere Regeln für den Umgang mit Zeppelinern auszuarbeiten, und dabei sind Vorschriften erlassen worden, die einen hohen unfreiwilligen komischen Reiz haben. So wurde vor einigen Wochen im englischen Oberhaus über die Instruktionen verhandelt, die den höchsten Beamten der einzelnen Grafschaften für den Fall gegeben wurden, daß ein feindlicher Luftangriff in ihrem Bezirke erfolge. Einer der "edlen Lords", Lord Harris, erklärte entrüstet, ihm sei eine offizielle Mitteilung zugegangen, die besagte, daß er, wenn eine Bombe vor seiner Vordertür niederfallen würde, am besten täte, sein Haus durch die Hintertür zu verlassen. Diese Aufforderung, die ihm augenscheinlich mit seiner Würde nicht vereinbar schien, wurde mit herzlichem Lachen begüßt, und ein anderer Redner führte aus, daß es allerdings ein hartes Stück sei, einer so vornehmen Persönlichkeit ein "Entweichen durch die Hintertür" zuzumuten; es sei aber anzunehmen, daß die Behörden der Ansicht seien, er könne, wenn die Bombe vor der Hintertür niederfiele, ruhig zur Vordertür herausgehen. Ähnliche Anweisungen sind anderwärts erlassen worden und wurden mit Kopfschütteln oder Lächeln aufgenommen. Den Vogel aber hat sicherlich die Kirchenbehörde von St. Marcus in dem englischen Städtchen New Barnet abgeschossen, die in der "Barnet Press" an die Mitglieder ihrer Gemeinde die folgenden wohlüberlegten Ratsschlüsse erließ: "In dem Falle eines feindlichen Angriffes aus der Luft wird die Gemeinde ein Kirchenlied singen, während die an den Seiten sitzenden Männer die Gemeindeglieder aus den Bänken heraus in guter Ordnung zu den Ausgängen führen, und zwar die auf der Nordseite sitzenden nach der Nordtür der Kirche, die auf der Südseite nach der Südtür. Niemand hat seinen Platz zu verlassen, bevor er von den dazu beauftragten Vertrauensmännern dazu aufgefordert wird." Dieser Entschluß der Behörde der Kirche St. Marcus ist zwar sehr weitsehend, aber er läßt doch noch manche Fragen ungeklärt. Man wird z. B. mit einem gewissen Recht wissen wollen, was für ein Kirchenlied dann gesungen wird, und es wird der Ratsschlag erlaubt sein, daß dies Lied nicht zu viele Strophen aufweist. Vielleicht nehmen sich die ehrsamten Kirchenväter von New Barnet Cromwell zum Muster, der vor der Schlacht bei Dunbar seine Truppen einen Psalm singen ließ, aber doch so viel Vorsicht anwendete, zu diesem Zweck den 117. Psalm auszusuchen, der nur zwei kurze Verse aufweist. So dann wäre der Augenblick, da der fromme Gesang angestimmt werden soll, genauer festzulegen. Soll man schon beim Surren der Propeller beginnen oder erst beim Auf-

schlagen der Bombe auf dem Kirhdach? Jedenfalls aber werden diese Anweisungen nur ihre rechte Wirkung tun, wenn eine oder mehrere Proben veranstaltet werden, denn das Zusammenarbeiten der Vertrauensmänner mit den Gemeindegliedern, unter denen sich wohl auch Frauen und Kinder befinden werden, dürfte nicht sofort ganz glatt gehen; eine Einübung für den Fall der Gefahr ist also dringend anzuraten.

Vom schweizerischen Soldatenleben gibt ein Brief eines Soldaten aus dem Fort St. Vrain, das in einer Höhe von 2500 Metern bei der Kurka liegt, ein anschauliches Bild: Auf dem Fort liegt der Schnee 5 bis 6 Meter hoch. Die Beförderung der Lebensmittel und der Post ist mit großen Gefahren und Mühen verbunden. Alles geht auf Schiern. Stets ist die Gefahr wegen der Staublawinen und der Schneestürme groß. Einige unserer Kasematten sind bis über den Ramin verschneit und daher zurzeit nicht bewohnt. Wir haben jene bezogen, in denen es möglich ist, die Schlafräume zu heizen. Stellenweise bedienen wir uns der Schneetunnels. Die Speisefälle der Mannschaften erhalten kein Tageslicht. So leben wir ein echtes Bergmannsleben.

Floßlied aus dem Unterstand.

Lieber Alfred! In Worten, noch Bildern
Kann kaum dieses Leben im Fels die Dir schildern!
Vor allem in dem Unterstand
Erlebt der Krieger allerhand.

Es heißt der Floß, es judt die Laus,
Im feuchten Stroh, da hüpf die Maus.
Es judt die Laus, es heißt der Floß,
Man wird nicht seines Lebens froh!
Zwar so ein Floß, empfindlich heißt er
Natürlich! Übung macht den Meister!
Der rauhe Krieger, er entdedt
So ziemlich jegliches Insekt.

Mit Fenchelöl und Naphthalin
Und mit Geduld, da fängt man ihn!
Und hat man ihn, macht ihn zunichte
Die Flamme von dem Kerzenlichte.
Und wird die Jagd sodann geschlossen,
Der Jagderfolg, — der wird begossen!

Mit Rum und sonst'gem Alkohol,
Das tut dem bied'ren Krieger wohl.
Denn nicht allein dem bösen Russ'
Ist "Wutli" ein solch Hochgenuss!

Jedoch im dreck'gen Schützengraben
Kann man nicht immer so was haben.
Der Russe schickt zwar Zuckerhüte,
Doch sind sie zweifelhafter Güte,
Und selten sagt man dafür "Danke",
Von wegen ihrem Saugestanke.

Auch zieht es "kältsch" an die Weine,
Am besten wär's, man hätte keine!
Da würde man nicht daran frieren,
Ganz abgesehen von manchen Tieren!
Das ist nicht gerade schöne eben,
Doch kann man leicht so was erleben.

Sowie noch andre Abenteuer,
Nur, es ist hier nicht ganz geheuer!
Aus diesem Grunde folgt der Schluß:
Nach Rußland gehe nur, wer muß!
Wer aber schön zu Hause bleibt
Und sich daheim die Zeit vertreibt,

Der sende fleißig durch die Post
Dem Krieger Unterhalt und Kost,
Wofür derselbe sehr empfänglich,
Denn Hunger macht den Magen länglich!
Und ungewohnt, was zu verdau'n,
Wie soll man da den Russ' verhaun?

Dies führe man sich zu Gemüte!
Doch denk' nur nicht:
"Du meine Güte!
Der Kerl, der will schon wieder essen!
Nein, nein, man soll nur nicht vergessen,
Ihn ab und zu und stets vom neuen,
Auch manchmal schriftlich zu erfreuen!

Denn daran möcht sich auch 'mal laben,
Der Seppel in dem Schützengraben!
Er grüßt Dich und die andren herzlich,
Ist ihm die Trennung doch so schmerzlich!
Und freut sich auf das Wiederseh'n,
Stets hoffend, mög' es bald gescheh'n!

Seppel